

Texte anlässlich des Theaterstücks „Morels letzter Sommer“ (Schrebergartenareal Pfingstweid, Zürich, September 2012)

#1 Die Natur des Menschen

_a

Die Geschichte könnte etwa so lauten. Es beginnt damit, dass man mit einem Pflug, aber tatsächlich wohl eher mit einer Hacke eine Furche in der Erde zieht. Wobei genau genommen eher eine Furche geschlagen, also mit beträchtlichem Kraftaufwand vorgegangen wird, so dass es nicht allzu abwegig erscheint, wenn jemand auf die Idee käme, diese Handlung als gewaltsam zu betrachten.

Es ist also kaum ein zärtlicher Akt, der die Unterscheidung von Natur und Kultur in die Welt einführt. Eine Unterscheidung, die den Menschen von nun an auf die Seite der Kultur schlägt und ihn sein Verhältnis zur Natur als eines der Distanz und der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies erleben lässt.

Nun ist es dasselbe, eine Furche in die Brache zu schlagen, um die ertragreichsten und schmackhaftesten Früchte anzubauen, und mit den Steinen, die sich beim Umgraben finden, eine Mauer um das bearbeitete Feld aufzutürmen: Es wird eine Linie gezogen, die einen Unterschied macht. Eine Grenze, die eine Innen- und eine Aussenseite herstellt. Drinnen herrscht Ordnung, draussen unüberschaubares Chaos. Drinnen ist unsere Welt, die von und für uns geschaffene Sphäre, die gezähmten und gezüchteten Tiere und die zivilisierten Menschen. Draussen ist das Wilde, die wilden Pflanzen, Tiere und Menschen.

_b

Hat man einmal damit begonnen Grenzen zu ziehen, kann man nicht mehr damit aufhören. Man muss immer weitermachen. Das würde zumindest der Systemtheoretiker Niklas Luhmann behaupten. Und so werden Drinnen weitere Differenzen etabliert, Mauern und Zäune hoch gezogen. Um Getreide vom Gemüse, Vieh vom Menschen, Bauern von den Städtern und Untertanen von Herrschern zu trennen. Je weiter drinnen, desto höher schraubt sich die Komplexität der Ausdifferenzierung. Die in den Himmel schiessenden Wolkenkratzer versinnbildlichen nur die Zuspitzung dieser Dynamik. Ihre wahre Radikalität und damit auch das Umkippen in ihr Gegenteil – zügellose Natur – entfaltet sie jedoch in den ebenso akrobatischen wie virtuellen Konstruktionen des internationalen Finanzkapitalismus.

Den weiteren Verlauf der Geschichte kennen wir. Es bleibt bloss noch die Frage, ob sie mittlerweile an ihr Ende gelangt ist. Denn es scheint, als würde es heute kein Aussen mehr geben, kein Jenseits der künstlich gezogenen Grenze, wo sich rohe Natur und Barbaren in freier Wildbahn antreffen lassen. Google Map kennt weder weisse Flecken noch ein Ende der Welt. Unsere Gärten haben sich so weit ausgedehnt, dass sie an ihren äussersten Grenzen wieder zusammenwachsen.

_c

Heute ist die Erde ein einziger, allumfassender und in sich geschlossener globaler Garten. Den deutlichsten Beleg für diese Vereinnahmung des ehemals jenseitigen Aussen finden wir in unserem veränderten Verhältnis zur Natur. Wir nehmen sie nicht länger als überwältigend und bedrohlich wahr, sondern vielmehr als labil und gefährdet, so dass wir das Wilde und die Umwelt heute schützen wollen. Die wilde Natur ist uns kostbar geworden, denn sie steht für das Vitale, Authentische und in einem elementaren Sinn Freie in uns. Diese Schutz-Bestrebung geht heute dahin, dass wir die wilde Natur innerhalb unseres zivilisatorischen

Gartens ansiedeln wollen, indem wir Flussläufe renaturieren und Nationalparks mit enormem Aufwand hegen und pflegen, damit sie möglichst „ursprünglich“ und unbefleckt von menschlichen Einflüssen und fremden Bewohnern bleiben.

In solchen Widersprüchen gibt sich die wilde Natur als das zu erkennen, was sie schon immer war: eine idealisierte kulturelle Hervorbringung, eine menschliche Schöpfung. Denn vor der initialen Grenzziehung zwischen wilder Natur und absichtsvoller Kultur gab es weder das eine noch das andere. Erst in dem Augenblick, wo der Mensch die vernünftige Ordnung des Geistigen für sich zu reklamieren beginnt, muss er dieser ein wildes, chaotisches und triebhaftes Anderes entgegen setzen. Und so mag der Mensch zwar der Natur entstammen, doch wird diese zugleich erst aus seinem Geist geboren.

_d

Indem die Menschheit zu begreifen beginnt, dass sie in einem globalen Garten lebt, gelangt sie auf der historischen Zeitachse an den Punkt, der der ersten Grenzziehung diametral gegenübersteht und der daher eine gewisse Übereinstimmung mit diesem Anfang aufzuweisen scheint. Denn als die Jäger und Sammlerinnen noch die Beeren und Kräuter pflückten, die sie auf ihren Wanderungen vorfanden, war die Erde schon einmal ein einziger grosser Garten Eden. Auf der anderen Seite dieser Spiegelung sind es nun die grosse Stadt, in deren urbanem Dschungel es zu überleben gilt, und die regelmässig über uns herein brechende Wirtschaftskrise, die die scheinbare Unausweichlichkeit einer schicksalhaften Naturgewalt annimmt.

#2 Der Himmel auf Erden

_a

Ein Garten gibt zu tun. Der Garten ist der exemplarische Schauplatz für das, was Karl Marx als Arbeit bezeichnet hat: „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen.“

_b

Ich ziehe die Furche in den Boden, ich rupfe das Unkraut aus, säe, tränke und pflege die von mir vorgesehenen Pflanzen. Die Arbeit im Garten und auf dem Feld ist eine Arbeit, bei der das Verhältnis zur Natur noch ungebrochen ist. Gerade weil sie körperlich anstrengend ist und man sich dabei die Hände schmutzig macht, lässt sie kaum Raum für Entfremdungserfahrungen, wie sie die moderne industrielle oder dienstleistende Arbeit mit sich bringen. Der ökonomische Kreislauf von Produktion und Konsumtion ist noch in sich geschlossen. Ich bestelle den Acker, um mit den Früchten, die dort wachsen, den Hunger zu stillen, den diese Tätigkeit geweckt hat.

Daher bietet die Arbeit im Grünen den idealen Nährboden für Blut und Boden-Mystifikationen. Der erdverbundene bäuerliche Mensch verwächst mit seiner Scholle, indem er seine Kraft in die Bearbeitung der Erde steckt und sich von ihrem Ertrag ernährt, während die in ihren Stuben sitzenden Städter verweichlichen und ihre Mitte verlieren. Die Landwirtschaft bietet die Gewähr dafür, dass der Volkskörper kernig-gesund bleibt. Das stämmige rotbackige Bauernmädchen geistert selbst noch durch unsere aufgeklärten Köpfe.

_c

Doch viel beunruhigender als derlei Schollenmetaphysik ist die Begegnung mit dem Nazi in

mir, wenn ich mir Rechenschaft darüber ablege, was ich denn da eigentlich tue, wenn ich mit gezieltem Griff eine Pflanze mit Stumpf und Stiel ausreisse, um einer anderen mehr Platz an der Sonne zu verschaffen. Oder wenn ich zur Chemiekeule greife, um Schnecken, Läuse oder anderem Ungeziefer den Garaus zu machen. Da gibt es kein Entrinnen mehr vor dem Eingeständnis, dass man offensichtlich ebenfalls den Theorien der biologischen Zucht von besseren und lebenswerteren Rassen anhängt und auch nicht davor zurück schreckt, darauf basierende Entscheidungen über Leben und Tod zu treffen. Wer einen Garten pflegt, betreibt gezielte Auslese. Auch die Nazis haben nichts anderes für sich beansprucht. Was bewahrt mich dann davor, Nazi zu sein? Ist es die Übertragung der biologischen Auslese auf den Menschen, oder sind es die nicht begründbaren, allein von nationalen Partikularinteressen geleiteten Wertmassstäbe, die die nationalsozialistischen Euthanasie-, Sterilisierungs- und Vernichtungsprogramme zu so etwas Abscheulichem werden lassen? Womöglich ist es beides. Aber wir würden beim heranrollenden Zug ja doch auch zuerst unsere Kinder retten, selbst wenn dafür eine ganze Schulklasse dran glauben müsste...

_d

Um Auswählen zu können, müssen wir unterscheiden, wir müssen das (für uns) Bessere vom Schlechteren absondern. Genauso wie ich im Garten eine Grenze zwischen Innen und Aussen ziehe, ziehe ich eine Grenze zwischen erwünschten und unerwünschten Pflanzen und Tieren. Dabei kann ich alleine von meinen persönlichen Präferenzen ausgehen, so lange ich nicht aus den Augen verliere, welche Umweltfaktoren gegeben sind und welche Pflanzen und Tiere mir zur Verfügung stehen. Im Rahmen dieser Voraussetzungen steht es mir jedoch frei, meinen Garten eher nach Gesichtspunkten des praktischen Nutzens oder des ästhetischen Genusses, nach jenen der Produktivitätsoptimierung oder jenen der Diversitätssteigerung zu gestalten. Ich kann mich ebenso gut an die Prinzipien des Biolandbaus, der Permakultur oder der Dreifelderwirtschaft halten, wie ich darin eine alpines Biotop oder einen Golfplatz anlegen kann.

Das heisst, die Art und Weise wie ich meinen Garten kultiviere, ist letztlich eine normative Frage; sie hängt von den Wertvorstellungen ab, die ich hege. Ob ich die wild wachsende Kamille als Unkraut betrachte oder nicht, hat damit zu tun, was ich mit meinem Garten anzustellen beabsichtige. Die Grenze zwischen Unkraut und Kulturpflanze, zwischen Aussen und Innen, erweist sich daher als relativ. Und sie beginnt definitiv zu oszillieren, wenn ich in meinem Garten vom Aussterben bedrohte Wildpflanzen kultivieren will.

In den Gärten manifestiert sich somit auch die jeweilige Ideologie und Weltanschauung ihrer Eigentümer. Die Gegenüberstellung des geometrisch angeordneten französischen Barockgartens mit dem englischen Landschaftsgarten illustriert dies mustergültig. Während der erste versucht, so etwas wie eine logisch-figurative Ordnung in die Natur zu übertragen und dabei auch nicht davor zurück schreckt, besagte Natur in die vorgesehenen Formen zu pressen, zielt letzterer auf den Eindruck einer möglichst natürlichen, abwechslungsreichen und malerischen Landschaft ab.

_e

Oder nehmen wir meinen Schrebergarten. Ich realisiere dort gewisse romantische Vorstellungen eines üppig wilden Blumengartens; den Anbau von Getreide und Gemüse überlasse ich den Bauern, einzig besondere Kräuter und Beeren und etwas Obst pflanze ich an, weil das im Geschäft oft teuer und schwierig zu finden ist. Im Gegensatz zu meinem Nachbarn, der sämtliche Beete milimetergenau mit quadratischen Betonplatten abgezirkelt hat und darin dann jeweils auch nur eine spezifische Gemüse- oder Obstsorte zieht, gibt es in meinem Garten kaum eine Unterteilung in verschiedene Beete. Die Übergänge sind fließend, alles wächst ein wenig kreuz und quer, was und wie es sich gerade eben durchsetzt, auch die

Kräuter und das Obst wachsen irgendwo zwischen den Blumen. Ausserdem heisse ich schön anzusehende Immigranten herzlich willkommen. Ich habe mittlerweile schon eine Handvoll Stauden wachsen, die den Weg ohne mein Zutun in den Garten fanden. Es ist offensichtlich, ich bin ein linker urbaner Intellektueller, der der oberen Mittelschicht entstammt und unterschwellige Hippieeigungen hegt. Doch verbirgt sich hinter der toleranten Fassade des chaotisch-bunten Laissez Faire auch noch ein ehrgeiziger Wille zur ästhetischen Gestaltung. Schliesslich will auch ein rousseausches Idyll gepflegt sein. Daher versetze ich unter Umständen schon einmal etwas Hochwüchsiges mehr in die Ferne und versammle mehrere bodennahe Gewächse zu einer Gruppe. Ich interveniere durchaus und gerne, wenn mir Unkraut störend ins Auge fällt, oder wenn mir die Schnecken gewisse Pflanzen auf die Stengel kahl fressen. Ich spreche und vollziehe also auch des Öfteren das Todesurteil über gewisse Pflanzen und Tiere. Und dabei entschuldige ich mich nicht bei jedem Löwenzahn, der ins Gras beißen muss. Das irritiert mich, wenn ich darüber nachdenke. Hielt ich doch bisher wenig von einer bedarfsorientierten Ausländerpolitik. Vielleicht muss ich da nochmals über die Bücher. Insofern taugt so ein Garten auch hervorragend als Studienobjekt, um sich selber besser kennen zu lernen.

Doch ganz unabhängig davon, welche Weltanschauungen man vertritt, ist jeder Garten der mehr oder weniger glückende und beglückende Versuch eine abstrakte Ordnung aus dem Himmelreich der reinen Ideen im unüberschaubaren Chaos auf der Erde zu verwirklichen. Selbst wenn diese Ordnung die Ideale der buntgemischten Vielfalt und des unordentlichen Durcheinanders propagiert...

#3 Die Vertreibung aus dem Paradies

_a

Ich nähere mich vom Renaissance Hotel her. Dort herrscht rege Betriebsamkeit, viel Neues steht schon und wird genutzt, aber es wird auch noch an etlichen Stellen gebaut. Man merkt, dass das Viertel im Umbruch ist und mit seiner Mischung aus Bürokomplexen und Businesshotels Teil der globalen beschleunigten Wirtschaftsflüsse ist. Aber es stehen auch noch kleine Reste des Vergangenen dazwischen herum. Dabei stellt sich die Frage, warum sie noch dort stehen. Ein typisch schweizerisches Mehrfamilienhaus aus dem letzten Jahrhundert beispielsweise, das mit seinem verwilderten Garten quer im sich abzeichnenden Hochglanzraum steht und dessen Tage schon alleine deswegen gezählt zu sein scheinen. Es passt nicht hinein in die am digitalen Reissbrett lückenlos durchgestalteten Planräume. Schon allein diese Deplatziertheit wirft die Frage auf, ob es Widerstand leistet. Die klein parzellierte und von Verkehrsachsen umsäumte grüne Insel der etwas formlosen Schrebergärten mag auf einen Betrachter in einer Suite des Renaissancehotels ähnlich irritierend wirken.

Man muss an Baustellenabschränkungen vorbei gehen, dann erschliessen sich die Gärten wie eine kleine vergessene Welt am Rande. Als wären sie durch das Netz der städtebaulichen Entwicklung gerutscht oder in eine Falte der raumplanerischen Entwürfe gefallen, als würde sie das Tempo der sie umgebenden Boomstadt nicht berühren, als lägen sie in einer jenseitigen Zwischenwelt ausserhalb der Zeit. Befindet man sich auf den frisch asphaltierten Umlaufbahnen der angrenzenden Dienstleistungskomplexe, würde man dieses ländliche Eiland dort niemals erwarten und ahnungslos daran vorbei eilen. Es sind geheime Gärten. Dies gilt insbesondere für den Garten der Morels und jene ihrer Nachbarn, die selbst innerhalb des Areals nochmals einen durch hohes Buschwerk und wuchernde Hecken in sich abgeschlossenen Kosmos bilden. Verwunschen, lauschtig, schattig und poetisch. Alles sehr kleinräumig und verwinkelt, mit unzähligen kleinen Nischen versehen. Ein kleines verloren gegangenes Paradies. In dem Krümmes, Schiefes, Nutzloses und Vernachlässigtes Platz hat und zum Erkunden, näheren Betrachten und Verweilen einlädt. Was für ein Kontrast zu den weiträumigen Dimensionen und der formalen Askese, die bei den benachbarten Neubauten

vorherrschen. Dort dominieren kühle Distanz und abstrakte Höhe gegenüber der berührbaren Nähe und Bodenständigkeit der Gärten. Dieser unvermittelte Kontrast steigert die Sensibilität für das Eigentümliche beider Sphären und evoziert den Effekt des Unwirklichen, der auf den vom Abriss bedrohten Gärten liegt. Der Kontrast ist auch verführerisch; er verführt dazu, Partei für diese Gärten zu ergreifen. Nicht zuletzt weil Morels Garten die Klischees des ungestörten, ebenso liebevoll wie geschmackvoll gehegten Idylls so gut erfüllt und dabei weder in die Falle des biedereren Kitsch tappt, noch die makellose Sterilität des Vorzeigeobjekts einer Gartenillustrierten besitzt.

Verführt zu werden ist etwas Zauberhaftes. Zugleich weckt es mein Misstrauen. Bezeugen diese Gärten nicht gerade in ihrem so gelungenen wie entschiedenem Rückzug aus dem weltläufigen Ränkespiel politischer und ökonomischer Interessen ihren politischen Charakter? Und droht ihnen nun nicht genau die von ihnen verkörperte Beschaulichkeit zum Verhängnis zu werden? Befinden wir uns hier nicht in einem politisch höchst aufgeladenen Kontext, der es uns verwehrt, in Verzückung über das romantische Idyll aufzugehen, und uns unangenehme Fragen aufzwingt? Fragen danach, ob wir, gerade indem wir auf das Angebot der regressiven Verzauberung eingehen, uns nicht einlullen und vom tatkräftigen Widerstand gegen Unrecht und Entmündigung abbringen lassen? Muss zur Beantwortung dieser Fragen die Frage nach der Gentrifizierung, ihren Formen und Akteuren geklärt sein? Wogegen gälte es überhaupt Widerstand zu leisten, warum wäre dieser vonnöten?

_b

Es liegt nahe, das Idyll der Schrebergärten gegen die Kälte der anonymen Neubauten auszuspielen. Wir verfügen über ein ganzes Repertoire an Bildern wie sich dieser Antagonismus von David und Goliath interpretieren lässt. Sei es, indem man den Schrebergarten als harmonischen Einklang mit der Natur gegenüber der wie ein Krebsgeschwür wuchernden Stadt und ihrer sozial segmentierenden Begleiterscheinung, der Gentrifizierung, erlebt. Sei es, dass wir hier die lebendig-warme Erdverbundenheit und zwischenmenschliche Nähe, dort die tote, kalte Materie und die entfremdete Büroarbeit verorten; hier das organisch-gesunde Wachsen, dort das blutleere Konstruieren und das entmenschlichte Kalkulieren. Diese Bilder stecken tief in uns drin, sie lassen sich auch mit Gegensätzen aus weiteren Bedeutungsfeldern kombinieren und verdichten, um ihnen zu grösserer Überzeugungskraft zu verhelfen. Das Grosskapital als parasitäres und gefräßiges Ungeheuer mit zahllosen Schlünden... Gesellschafts- und Kapitalismuskritik bediente sich seit jeher gerne einer Rhetorik des Monströsen und Pathologischen.

Aber machen wir es uns damit nicht zu einfach? Werden wir mit einer solch schematischen Betrachtungsweise nicht Opfer unserer Sentimentalität, die mit den Zumutungen der Moderne hadert? Missbrauchen wir diesen Ort nicht für unsere persönlichen Bedürfnisse, indem wir unsere ideologischen Vorurteile auf ihn projizieren? Artikuliert sich in dieser Sichtweise nicht bloss unsere eskapistische Sehnsucht nach dem kleinbürgerlichen Rückzug ins Private, das uns einen Schutzraum gewährt, der von der grossen, von politischen Kämpfen gezeichneten Welt separiert ist?

Denn ist es nicht so, dass wir das der Gentrifizierung zugrunde liegende Motiv, die Aufwertung, die Schaffung von Mehrwert, nicht auch schon bei der Anlage eines Gartens vorfinden? Stammt nicht der Negativbegriff der städtebaulichen Erschliessung, die Brache, aus der Landwirtschaft? Findet nicht hier die Metapher vom Wirtschaftswachstum ihre Auflösung, indem der Gartenbau sich als Paradigma und Ursprung aller ökonomischen Betätigung erweist? Ist somit das hinter einer kostspieligen Überbauung liegende Interesse im Grunde nicht dasselbe wie jenes bei einem Schrebergarten? Und ist die Gentrifizierung daher nicht unvermeidbar, alternativlos, da letzten Endes nichts anderes als eine Folgeerscheinung der allem Leben zugrunde liegenden Bewegung? Wer schon einmal beobachtet hat, mit welch

drastischen Mitteln und Massnahmen gewisse FreizeitgärtnerInnen ihrem Flecken Land das Maximum an Ertrag abpressen, wird diesen Zweifeln eine gewisse Berechtigung kaum absprechen können.

Man könnte somit zu dem Schluss gelangen, dass die Gentrifizierung unausweichlich ist, sofern wir dem Postulat des wirtschaftlichen Wachstums nicht prinzipiell abschwören wollen. Ebenso wie der Spitzwegerich dem Kopfsalat Platz machen muss, haben Schrebergärten und Industriebrachen den Dienstleistungszentren zu weichen. Folglich gäbe es auch nichts, wogegen man zu protestieren hätte.

Doch bleibt da ein Unbehagen. Etwas will da nicht stimmen. Gibt es nicht doch ein Problem, ein Unrecht sogar?

c

Eine Vermutung: Die Stadt ist ein kollektiver Raum, der von allen ihren Bewohnern und Bewohnerinnen genutzt und geteilt wird und an dessen Gestaltung daher auch alle interessiert sind. Die Überbauungen in Zürich West erwecken jedoch mitunter den Eindruck, als hätten die Interessen von Investoren bei der Ausgestaltung der Nutzungsszenarien dieses städtischen Raumes die alleinige Deutungshoheit ausgeübt. Es geht also um Macht und deren für eine demokratische Gesellschaft bedrohliche Ballung im Kapital. Um die Gefahr, die davon für die Mitbestimmungsrechte und –möglichkeiten der finanziell Minderbemittelten ausgeht. Und um die Frage, wer von der Mehrwertschöpfung profitieren soll und über ein- bzw. ausschliessende Grenzziehungen bestimmen darf.

Würde die Stadt sich ebenso entwickeln, wenn das akkumulierte Geld weniger Einfluss auf den höchsten Entscheidungsebenen hätte? Oder würden andere Prioritäten gesetzt und andere Formen bevorzugt? Und wie würden die städtischen Parks und Gärten aussehen, wenn auch andere Bedürfnisse Berücksichtigung fänden? Gibt es so etwas wie den richtigen, den guten Garten für das ebenso soziale wie liberale demokratische Gemeinwesen? Kann dies noch ein Schrebergarten sein, der ja auch privat ist und andere ausschliesst? Aber welcher öffentliche Park kann uns diese liebevollen Nischen der Intimität und des ungestörten Für-Sich-Seins anbieten? Müssen wir endlich über andere Gärten nachdenken? Urbane Gärten, die das Verhältnis von Privatem und Öffentlichem, von Eigenem und Gemeinsamem, von Nützen und Ergötzen neu austarieren und gestalten? Gärten, die partizipative Leer- und Spielräume eröffnen, in denen sich neben biologischen Organismen auch unterschiedliche Initiativen der Bewohner und Bewohnerinnen einnisten, entfalten und miteinander wachsen können?

d

Womöglich bedarf es jedoch der Anstrengung den Bann des poetischen Zaubers zu brechen gar nicht, um dem allumfassenden und allesverschlingenden Strom der Gelder, Güter, Leistungen und Energien etwas entgegen zu setzen. Womöglich hegt gerade das grüne Idyll in sich auch den Keim des wahren, schönen und guten Lebens, insofern es selbst einen politischen Gegenentwurf zum globalisierten Kapitalismus bildet. Sei es, dass es die kleinbürgerlichen Tugenden der Bescheidenheit und Genügsamkeit gegenüber der Gier und Überheblichkeit von Bankern und CEOs geltend macht, sei es, dass es der Rastlosigkeit, Entwurzelung und Unverbindlichkeit der heutigen Lebensführung die Ruhe, die Verortung und das Gewicht eines Zuhauses, einer Heimat entgegen stellt. Natürlich regt sich auch hier wieder die skeptische Frage, ob es sich dabei wirklich um einen tragfähigen Gegenentwurf und nicht bloss um eine oberflächliche Massnahme zur Entschärfung des kaltblütigen Rationalisierungsprozesses handelt, dem wir alle ausgesetzt sind.

Doch vielleicht besteht die tatsächliche Widerständigkeit des verborgenen Gartens weniger in einem spezifischen alternativen Entwurf als darin, verschüttete Kräfte und Fähigkeiten wieder zugänglich zu machen und in unser Leben zu integrieren? Sofern das Verzaubertsein einen

Regress ins Kindliche impliziert, mag dies zwar eine Entmündigung und eine Schwächung der politischen Partizipation bedeuten, zugleich kann es aber auch eine Vitalisierung sowie eine Entfesselung der Imaginationskraft mit sich bringen. Die poetische Verzauberung wäre dann nicht als bloss versöhnende Beschwichtigung zu diskreditieren, sondern als therapeutische Intervention zu begrüssen. Denn sie hülfe uns, verloren Gegangenes und Verdrängtes aus früheren Zeiten wieder anzueignen und damit Kraft zum gelingenden, heilen und mündigen Leben zu gewinnen. Doch müsste der Prozess des Erwachsenwerdens nicht auch dahin führen, den Abschied von der Kindheit zu bewältigen und sich der Realität zu stellen?

#5 ohne Titel

Es ist so schön hier. Und so traurig, dass das bald zu Ende ist! Aber wenn es das nicht wäre, wären wir ja jetzt auch nicht hier. Und das wäre auch schade, oder?

Also, was ist denn das nun für eine Veranstaltung? Ein Theaterstück, eine Abschiedsfeier, oder etwas ganz anderes?

Was geschieht hier? Was tun wir hier?

Geschieht etwas mit mir? Erfahre ich hier etwas? Werde ich als ein anderer Mensch nach Hause gehen?

#6 Vita Contemplativa

Die Zeit ist eine Bedingung unserer Erfahrung und entzieht sich damit zugleich der direkten Erfahrbarkeit. Wir können die Zeit selber nicht gegenständlich wahrnehmen, bloss Ereignisse und Abläufe in ihr. Allenfalls können wir so etwas wie ein Gespür für eine Zeitdauer entwickeln. Dies fällt uns bei längeren Zeitspannen jedoch schwer. Während wir für Ereignisse und Handlungen, die sich im Bereich zwischen Sekunden oder Stunden erstrecken, eine gewisse Genauigkeit erlangen, ist uns das bei einer Dauer von mehreren Wochen so gut wie unmöglich. Das Vergehen der Zeit geht unbemerkt an uns vorbei und wir können bloss beobachten, dass wir älter werden und die Welt und wir immer noch dieselben und doch schon ganz andere geworden sind.

Am besten lassen sich die Zeit und ihr Vergehen dort wahrnehmen, wo wir Veränderungen beobachten können. Der Inbegriff einer beobachtbaren Veränderung ist eine Bewegung im Raum. Eine heranrollende Welle, ein fallender Apfel usw. Will man das Vergehen von langen Zeitspannen erleben, muss man den Pflanzen beim Wachsen, Blühen und Absterben zusehen.

#7 Abschied nehmen

Die Geschichte (auch jene unseres Lebens) lehrt uns die lineare Zeit des Anfangs und des Endes, die Natur hingegen die zyklische Zeit der ewigen Wiederkunft. Der Abschied von etwas oder jemandem gehört in das Feld der linearen Zeit. Es ist die letzte, abschliessende Phase einer Begegnung.

Nun finden wir in der Natur mit den vier Jahreszeiten einen zeitlichen Verlauf vor, der sowohl zyklische wie auch lineare Züge aufzuweisen scheint. Denn obschon die Jahreszeiten jährlich wiederkehren und damit stille Hoffnungen auf Wiedersehen und Wiedergeburt nähren mögen, hat jedes Jahr einen klaren Anfang und ein Ende. Mit dem Frühling beginnt und mit dem Winter endet eine Phase des biologischen Wachstums. Daher lässt sich die hohe Kunst des Abschiednehmens vorzüglich in einem Garten üben. Und jeder Herbst demonstriert uns, dass der Höhepunkt des Lebens nicht unbedingt mit der Blütezeit zusammen fallen muss.

#8 Wachstum

Alles will wachsen. Vor allem die Wirtschaft. Aber auch die Kultur. Ich auch. Und blühen. Und reifen. Aber sterben nicht.

Das Bild des Wachstums liefert uns eine kraftvolle Metapher, die selber üppig spriesst und allerlei Blüten treibt.

Wo es wächst, kann das Denken aufhören. Alles verharrt dann in stiller Faszination. Es ist ja auch ein Wunder, dass es wächst. Wenn ein Same keimt und erste Blätter hervortreibt. Wenn eine Blüte knospt. Oder wenn ein Schmetterling aus seinem Kokon schlüpft. Schöpferische Emanation, magische Metamorphose und heilige Transsubstantiation. Lassen uns in andächtigem Staunen und ehrfürchtiger Dankbarkeit zurück.

Was lässt sich gegen eine Metapher vorbringen, die aus solch nahrhaftem Grund treibt? Wir scheinen dem Postulat des Wachstums hilflos ausgeliefert zu sein, als wäre es eines der letzten Dogmen unseres aufgeklärten Zeitalters. Denn was nicht spriesst und blüht, scheint dem Niedergang ausgesetzt, ja geradezu den Ruch des Todes auf sich zu tragen. Nicht zu wachsen heisst zu scheitern.

Am Wachstum wollen wir uns festhalten. Nachdem wir dem Fortschritt nicht mehr trauen können. Der Fortschritt, den wir aufgegeben haben, weil er mit dem Makel einer zwanghaft zielgerichteten historischen Normativität (der klassenlosen Gesellschaft beispielsweise) behaftet ist, die sich so schlecht mit unseren liberalen Intuitionen verträgt und die sich im letzten Jahrhundert doch selbst diskreditiert hat. Da ist das Wachstumskonzept doch viel unverfänglicher, das kann man bloss quantitativ auffassen („Die Wirtschaft muss wachsen!“), aber man kann es durchaus auch einmal qualitativ meinen („Der Markt muss dereguliert werden!“), ohne dass man befürchten muss, sogleich eines fälschlichen Sprachgebrauchs bezichtigt zu werden. Denn wer masst sich an zu beurteilen, wo die Metapher trifft und wo sie in Schiefelage gerät, wenn die ihr zugrundeliegende Vorstellung selbst schon eine komplexe Wucherung bildet? Und an welche Bilder könnten wir uns stattdessen halten, wenn wir auf jenes des Wachstums verzichten wollten? Wie unser eigenes Dasein auslegen, wenn wir es nicht länger als Gedeihen und Reifen verstehen könnten? Da mögen wir es doch in Kauf nehmen, dass auch Tumore wachsen und Viren sich vermehren.